Nr. 266, Montag 18. November 2013

Passionsfrucht

Tränen, Mord und Zähneklappern: Gute Regie wäre kontraproduktiv beim Laienspiel der Schiiten im Irak. In Najaf erinnern sie am Aschura-Tag vor Zehntausenden an das „Paradies des lebenslangen Leidens“

TOMAS AVENARIUS

e schlagen, Pfeile sirren, Eisen Männer sinken in den Staub. nd stechen seit fünf Stunden, en klagen die Frauen, weinen Der Held ist nun allein, alle Ge- l gefallen. Er steigt auf seinen eitet in die verlorene Schlacht: ussein am Ende seines Kreuz- peer bohrt sich in seinen Rü- „hundegesichtiger Mörder“ ber ihn, er wird ihm den Kopf s Haupt auf seine Lanze spie- über das Schlachtfeld halten: ch, Hussein, obwohl ich dafür re! Ich, Schemr, erschlage den opheten!“

um: Schluchzen, Klagen, Män- mmt weinend. Selbst die Ton- ischen sich die Augen, drehen e Regler herunter, das Krächndsystems verstummt. Ali al- ch die Jacke über den Kopf ge- ner Trauer, murmelt durch den t einmal dem verdurstenden ben sie Wasser gegeben! Sie ha- s Baby des Imam umgebracht, h bin so endlos traurig.“ Dann er junge Iraker die Jacke vom mit den anderen auf die Bühiben die Requisiten auf: Das Imam Hussein, ein grüner Fetem Gewand, so etwas taugt im- Wunder. Ali, die Zuschauer, all haben ihr Erweckungserlebein weiteres Mal seit fast 1400 grausige Tod des Imam Hussechlacht von Kerbela, der am g betrauert wird, ist der Kern ens: Die Botschaft vom Paraenslangen Leidens.

dem Hügel über dem Spielfeld n Zehntausenden Zuschauern Kuppel der Moschee, azursser in der Wüste. Überstrahlt u nur vom Gold des Imam-Alis ist der Petersdom der Schis ihres Glaubens. Auch unten hlachtfeld verkündet die Farbenlehre der islamischen Konfession Schia die Botschaft die Schiiten: Die Guten kämpfen in reinem Weiß und sattem Grün, die Bösen sind bunt wie eine Schachtel Bonbons. Husseins Feinde tragen neongelbe Kittel und Zottelperücken, Karikatur-Kavalleristen klammern sich an den Rücken ihrer Pferde, die Füße stecken in orangen Flokatistiefeln, die Puschel tanzen im Galopp. Das Pink, Gelb und Lila der Flaggen und Standarten, ein Sortiment wie Nagellack. Man kann das Böse erkennen auf dieser Bühne: Es trägt sehr grelle Farben.

Die Geschichte vom Meuchelmord und dem Kampf zwischen Macht und Moral, die einmal im Jahr auf dem staubigen Feld am Stadtrand von Najaf erzählt wird, ist das schiitische Oberammergau: Ein Passionsspiel über die Frühzeit des Islam.

Dann kommen die Geißler, sie führen das Messer. Nun fließt viel echtes Blut, dick wie Honig

Ende des siebten Jahrhunderts sind die Nachfolger des Propheten zerstritten. Mohammeds Nachfahren pochen als muslimischer Uradel auf ihre Herkunft, das Blut soll den rechtmäßigen Kalifen bestimmen. Die Gefährten und Mitstreiter des Religionsstifters bestehen auf der Wahl des Besten zum Führer, obwohl der oft nur der Mächtigste ist. In Kerbela wird mit dem Schwert der Schlussstrich unter den Diadochenkampf gezogen: Die geschlagenen Schiiten sind gescheitert, spalten sich ab, verehren von da an ihre Imame und die Familie des Propheten als Heilige, leben ihren Islam. Sie werden von den Sunniten unterdrückt, als Ketzer bekämpft, lehnen sich auf, als Minderheit oder Mehrheit, fast immer erfolglos. Das ist mehr als Geschichte. Es ist Bestimmung, Schuld, Schicksal: Die Schiiten haben ihren Führer in Kerbela im Stich gelassen, ihn, seine Familie und die Gefährten. Dafür büßen sie. Lebenslang. Bis heute. Jeder Einzelne und alle zusammen.

Das staubige Stück erzählt von den letzten Stunden Husseins: Frommes Laientheater, die Darsteller sind Beamte, Bauern, Eisenbieger. Sie stolpern in ihren Rüstungen über die eigenen Füße, fallen fast vom Pferd, schießen Pfeile ins Leere. Die Regie ist keine, gekämpft wird in der Endlosschleife: Ein Böser kann keinen Guten niederringen, selbst ein Zwölfjähriger ist ein Löwe. Erst wenn 20 Reiter herangaloppieren und der Junge in einem Gestrüpp aus Spießen, Schwertern und Äxten verschwindet, sinkt er zu Boden, wie zuvor die anderen Gefährten des Imam: Die Übermacht des Bösen besiegt das Gute.

Gute Regie würde stören. Das ist kein Theaterstück. Das ist ein Passionsspiel und also ein Historiengemälde. Abgerufen werden die über 1300 Jahre alten Emotionen der Schiiten. Eine Kanne Wasser steht für den Euphrat, den die verdurstenden Anhänger Husseins nie erreichen. Das hochgehaltene Baby löst Ströme von Tränen aus, schon bevor es stirbt. Jeder weiß, dass ein Pfeil es jetzt gleich töten wird.

So verschmelzen Helden, Schauspieler und Zuschauer im Leiden, in der Trauer. Hadi Badr al-Aragi empfindet die Rolle des Imam als Last: „Ich darf mir keinen Fehler erlauben. Ich spiele einen perfekten Menschen.“ Selbst Schemr, der Mörder, spürt den heiligen Auftrag: „Ich schlüpfe in die Rolle des verhassten Mannes, weil ich nur so den Menschen das Gute zeigen kann.“ Einer, der früher den Imam gespielt hat, fühlt sich seitdem erleuchtet: „Ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde. Ich bin gereinigt. Ich bin näher bei Gott.“

Mitgelitten wird im Gedenkmonat Muharam in allen schiitischen Städten, besonders aber im irakischen Najaf und im nahen Kerbela. Rhythmisches Klatschen, dumpf rollende Pauken. Schrille Trompeten, immer wieder schneiden die selben zwei, drei Töne ins Hirn, über Tage. Es ist ein Karneval der Buße, dieses pausenlose „Ya Hussein! Ya Hussein!“ Männer und Jungen tragen Schwerter, Säbel und Messer durch die Menge wie eine Monstranz, sie werden sich mit ihnen schneiden, das Weiß der symbolischen Totenhemden mit ihrem eigenen Blut beflecken: Das ist Kerbela. Aber so wird auch der jüngste Tag sein, wenn Allah im Beisein von Ali, Hussein und den anderen Imamen die Guten und die Schlechten scheidet – wenn das Leben beginnt. Erst kommen die Gebete und Klagegesänge, dann die Fahnenträger, die Brustklopfer, einen Tag später die Feuertänzer: Männer, die vier Meter lange Balken tragen, auf denen zwei Dutzend ölgetränkte Fackeln stecken. Sie tanzen nachts durch die Menschenmengen, gebeugt wie Jesus unter seinem Kreuz, drehen Pirouetten, heißes Pech tropft auf Hände und Körper. 80 Kilo auf der Schulter und den Imam im Herzen: Für Männer wie Hussein Mahdi ist der Fackelbalken an diesem Tag „leicht wie ein Blatt Papier“.

Erst am Zehnten, dem Tag der Kerbela-Schlacht, erscheinen am Morgen die Geißler, schlagen sich mit Eisenketten, zerschneiden sich mit Klingen ihre Schädel, das Blut läuft ihnen übers Gesicht, dick wie Honig. Die meisten verletzen sich selbst, wer es nicht kann, sucht Hilfe. Vor den Gebetshallen und Suppenküchen stehen Männer, die das Messer führen: Ein paar Hiebe, als ob einer ein Ei aufschlägt.

In der Mitte von allem steht der Schrein des Imam Ali. Husseins Vater ist der Stammvater der Schiiten, die sich „Partei Alis“ nennen. Sein Grab in Najaf ist das Herz des weltweiten Schiitentums. Das Tor, die Minarette, die Kuppel: pures Gold. Das Innere ein Meer aus Kristallspiegeln und Glasmosaiken, die das Licht Tausender Lampen zu funkelnden Punkten brechen, vom Rosenwasserduft gesättigt die Luft: Im Schrein tut sich der Himmel auf, die Sterne sind greifbar, Gott ist nah. „Wer hier betet, dem wird jeder Wunsch erfüllt“, sagt einer der Besucher und verneigt sich vor einem schwarz verhüllten Sarg, den sie über den Köpfen um das Grab tragen.

Es geht doch, sagen die Schiiten, immer weiter mit dem Leid, dem Mord!

Im Irak unter Saddam Hussein, der die Schiiten abschlachtete, ihren Ayatollahs Nägel in die Schädel schlagen ließ. Im Libanon waren sie die Ärmsten, bis die Hisbollah ihr Schicksal in die Hand nahm. In Ägypten, in Bahrain und Saudi-Arabien leiden die Schiiten bis heute. Kerbela ist ein Name, an dem eineinhalbtausend Jahre Ungerechtigkeit haften: Sunnitische Herrschaft über die Schiiten. Wo der Minderheit Unrecht geschieht, wird es als Wiederkehr der Geschichte verstanden und als Aufruf zum Widerstand: Für die Schiiten hat jedes politische Problem eine zweite, heilige, revolutionäre Ebene.

Einige lehnen das Spektakel ab. Sie wollen bitte nicht mit Namen in der Zeitung stehen

Ein saudischer König schimpfte die Schiiten „Polytheisten“. Der Syrer Baschar al-Assad wiederum, selbst ein Unterdrücker, kämpft gegen einen Sunniten-Aufstand. Die Rebellion hatte anfangs nicht zu tun mit Religion. Aber Assad ist Schiit, in Damaskus stehen am Schrein von Husseins Schwester Zeida Zeinab Glaubensbrüder aus dem Irak, dem Libanon, Iran, mit Waffen. Assads Charade wird als Realität erlebt von den Schiiten. „Die Aufständischen morden Kinder, reißen den Soldaten das Herz aus dem Leib, beißen hinein“, ruft ein Geistlicher: „Die Rebellen sind die Nachkommen der Mörder des Imam.“

Religion ist Politik, auch bei den Schiiten. Der Schrein in Najaf wird ausgebaut. Eine gigantische Anlage entsteht, 400 Meter lang, 180 Meter breit, viermal so groß wie das alte Heiligtum. Die neuen Moscheen, Gebetshallen, Koranschulen, Universitäten und Bibliotheken werden hoch aufragen. Kolonnaden, Kuppeln, Terrassen. „600 Millionen Dollar wird das kosten“, sagt Zuhair Scharba. Der Schreinverwalter hat nur diese eine Zahl im Kopf: „Geld spielt keine Rolle. Die Spenden der Gläubigen fließen unendlich.“

Die 25 Meter tiefe Baugrube, die Kräne, die Megatonnen an Beton, es ist die Kampfansage an die Sunniten: Pilgerkonkurrenz zu Mekka, über die Saudi-Arabiens Königs als „Hüter der Heiligen Stätten des Islams“ wacht, ein strenger Sunnit. „Nein“, sagt Vize-Direktor Scharba, „Mekka bleibt Mekka, wir suchen keinen Wettbewerb“. Aber die Zahl der Pilger wächst seit Saddams Ende rasend, Gläubige kommen aus aller Welt. Es gehe „um den Servicecharakter für Millionen. Dann sagt der Direktor: „Najaf ist das schlagende Herz der Schia!“

Das mit dem Nein zur Konkurrenz ist al so die halbe Wahrheit. Der Ali-Schrein soll weiter wachsen, die Verwaltung will die verfallenden Häuser rund um das Heiligtum aufkaufen, die historische Altstadt aufbauen, „im islamischen Stil, mit den alten Straßennamen“. Die Idee erfüllt den Schreinverwalter mit Stolz. Die sunnitischen Saudis haben in Mekka nahe dem Heiligtum der Kaaba vor Kurzem den größten Uhrenturm der Erde eingeweiht: Die islamische Weltuhr tickt in Mekka, ein Zeitmonopol wie im mittelalterlichen Rom. Wenn da keine Konkurrenz der Konfessionen ist, was dann?

Aschura stärkt die Identität, das Anderssein. Die meisten Schiiten machen mit, aber bei Weitem nicht alle. Viele lehnen die Selbstverstümmelung ab, sie gehen liebe Blutspenden für Hussein.

Ein Professor aus Bagdad ist nach Najaf gekommen. Er sitzt in einem der Straßenzelte, begrüßt Würdenträger und Bekannte, kaum hat er sich hingesetzt, steht er wieder auf. „Das Blut, die Selbstverstümmelung, das hat mit meiner Religion nichts zu tun. Es ist haram, verboten.“ Der Professor sieht, dass die Ungebildeten und Arme das Feuer tragen, sich Wunden schlagen. „Einmal im Jahr fällt alles Leid von ihnen ab – und dann geht es im echten Leben doch so weiter.“ Er ist zornig auf die Mullahs und Ayatollahs: „Ein Wort würde genügen, und der Mummenschanz wäre vorbei. Aber sie sagen nichts.“ Doch, doch. Bei sich zu Hause, hinter vorgehaltener Hand.

„Als Theologe weiß ich, dass viele davon falsch ist“, sagt der Geistliche aus Najaf: „Aber wir lassen es zu, um die Leute bei Laune zu halten. Das Volk braucht das